

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 2 (1922-1923)
Heft: 5

Artikel: Der Hornuss : einige kulturelle, literarische und politische Betrachtungen anlässlich eines eidgenössischen Festes
Autor: Meyer, Karl Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Hornuß.

Einige kulturelle, literarische und politische Betrachtungen anlässlich eines eidgenössischen Festes.

Von
Karl Alfons Meyer.

II.

Gern benutzten wir die Gelegenheit, an den unmittelbar folgenden Tagen das Emmentaler Infanterie-Regiment an der Arbeit zu sehen. Es bestand seinen Wiederholungskurs im Fraubrunnen - Amt südlich Solothurn. Viele Soldaten waren als Hornusser oder Buschauer am Sonntag beim Feste. Altschweizerische Gedanken wurden wach, als wir den Schlußübungen in jener Gegend folgten, wo Gotthelfs Elsi, die seltsame Magd, getötet wurde. Ein Hügel beim Buchegg - Schlöbli war verteidigt; aus den Wäldern von Solothurn her löste sich der Angreifer los — geschichtliche Erinnerungen stiegen da auf und die Einbildung war umso lebhafter, da der Befehlshaber dieser Emmentaler den Namen des Kommandanten trug, der auch damals die Berner führte. Eine ernstere Übung als am Sonntag! Wie würde das Spiel bestanden, wenn statt der Hornusse Granaten sausten! Wenn statt Kränzen und Rüßen Wunden zu erwarten! Nach Abbruch des Gefechts und langem Marsch stand ich noch vor dem Grauholz-Denkmal und las seine Inschrift: „Den treuen Verteidigern des Vaterlandes unter General von Erlach im unglücklichen Kampfe gegen fremde Uebermacht, 5. März 1798.“ Auch 1798 wurde in der Welt verbreitet, was ein späterer Napoleon mit dem schönen Wort meinte „L'Empire, c'est la paix!“ Jeder, der die tiefe weltgeschichtliche Ironie dieser Phrase einsieht, wird sie von sich aus erweitern zu: **La France — l'Entente, c'est toujours la paix!**

Jede schweizerische Kleinstadt hat schon aufwackende Feste erlebt. In Solothurn muß besonders begeisternd jenes Schützenfest vor dem Sonderbundskrieg gewirkt haben, das Alfred Hartmann in seinem vaterländischen Roman „Meister Butsch und seine Gefellen“ schildert. Und wir durften 1899 die Feier der Schlacht von Dornach erleben, an der die Schuljugend des ganzen Kantons teilnehmen konnte. Jene festlichen Tage bilden eine unverlöschliche patriotische Erinnerung für eine ganze Generation solothurnischer Männer und Frauen. Getrübt wird das Andenken für uns nur dadurch, daß wir während des Weltkrieges bezweifeln lernten, der Festspielsdichter von 1899, der verstorbene Oltnier Nationalrat Adrian von Arg, würde ähnliche patriotische Verse auch dann gefunden haben, wenn bei Dornach nicht das habsburgische Reich, sondern etwa Gugler oder Mailänder oder Armagnaken oder gar Franzosen geschlagen worden wären. Von Arg gilt als einer jener Schweizer, die stets die Demokratie und die von der Entente aufs Banner gesetzten Rechts- und Freiheitsideale besonders hoch gehalten hätten; er ist zum Abgott gewisser Antimilitaristen, „Idealisten“ und Völkerbundsfreunde (nicht zu verwechseln mit Volksbund) geworden. Da müssen wir uns doch einen kurzen Exkurs erlauben.

Ohne uns auf eine erkenntnistheoretische Erörterung einzulassen, möchten wir doch feststellen, daß auch wir Gegner keine „Materialisten“ sind, daß vielleicht sogar wahrer Idealismus gerade bei uns sich findet. Wenn z. B. Poincaré oder Bourgeois zum tausendsten Male von Recht, Freiheit, Zivilisation, Humanität, Internationalität, Solidarität usw. reden, so wissen wir, daß sie im besten Fall an Phantome denken. Illusionen sind nicht Ideale. Gewiß ist eine Idee wie „Freiheit“ jedes hohen Strebens würdig. Sollen wir aber dem Volk zu sagen versuchen, daß menschlicher Wille fast immer nur im Reich der „Natur“ — des Gegensatzes zur Freiheit — befangen bleibt und gleichsam von mechanischen Gesetzen bestimmt ist? Sollen wir ihm versichern, daß jede gründliche Untersuchung der „Freiheit“ auf eine Antinomie führen muß, auf ein letztes Gesetz, dessen Gegenteil ebenso sicher zu beweisen ist wie es selber? Darauf hat sich Herr Dr. Schöpfer auch nicht eingelassen. Er rief bloß: „Scheuet niemer und trauet keine frömden Fögle mit schöne Worte!“ Reden wir praktisch! Sene Franzosen denken vermutlich nur an ihre durch Blut errungene „Liberté!“, an eine gewisse Regierungsform, bei der beispielsweise Monarchen durch Cliquen ersetzt sind. Wir kennen auch die Auswirkung der *liberté* auf die Individuen: frei nennt sich in romanischen Ländern, wer unsern Singvögeln trotz der Gesetze Neze stellt, seinen Wald kahlschlägt, von soldatischer Disziplin sagt: je m'en fiche, zum Tram hinauspußt, seinen Kehrichtkübel vor die Türe ausleert und vor dem Sündigen sorglich das Madonnenbild verhüllt. Ja, auch der mehr oder weniger demokratischen Regierungsform vermögen wir nur einen beschränkten Einfluß auf den Grad der Freiheit zuzuerkennen. Wer in sich die Fähigkeit auszubilden vermag, frei zu sein, der konnte dieses Ziel im königlichen Preußen so sicher erreichen wie im Wilsonschen Nordamerika oder im Frankreich Poincarés. Wahre Freiheit wird vom Wechsel der Staatsverfassungen nur in so geringem Maße berührt wie etwa die Religion durch konfessionelle Neußerlichkeiten. Keinesfalls bedürfen wir Deutschschweizer einer aus Rußland oder Frankreich oder den Vereinigten Staaten eingeführten „Freiheit“. Daher erkennen wir auch die Hohlheit der pseudoidealistischen Phrasen; z. B. hat wohl eine Schlacht an der Marne Europa vor Versklavung gerettet, aber diese Schlacht wurde von Westgoten, also Germanen, mit Römern zusammen gegen die Hunnen Attilas geschlagen, während 1914 gerade Frankreich die verbündeten asiatischen Morden ausgerüstet und herbeigerufen hat. Diese, wohl auch Herrn Poincaré bekannte Tatsache, hindert die französischen Lämmer nicht, im Selbstgefühl ihrer Unschuld die ganze Welt beglücken, das heißt unter ihren moralischen und politischen Einfluß bringen zu wollen. Wer also die schönen, aber leeren Worte Freiheit, Recht, Humanität im Munde führt, heißt Idealist. Sind wir andern weniger wahre Idealisten, weil wir nicht versprechen, was wir nicht geben können? Jedes Volk in seiner Masse will weniger Freiheit als Nutzen; Freiheit, Zivilisation bleiben ihm Begriffe ohne Inhalt; eine Volksmenge kann außer in seltenen Stunden, wie jener Preisverteilung durch diesen Redner, nicht einmal begeistert, sondern höchstens fanatisiert werden. Welch tragischen Wandlungen bis zur Entstellung und Unkenntlichkeit ist jede

hohe Idee ausgesetzt! Rousseaus Ideen erstickten in der französischen Revolution. Auch Luther hatte von der „Freiheit eines Christenmenschen“ geschrieben und mußte dann bald gegen die „räuberischen, mörderischen Bauern“ predigen. Nichts ist belehrender, als die Wandlung zu verfolgen, die Schillers und Wagners Dramen wie Prosaschriften von den Jugendwerken bis zu den reifsten Schöpfungen zeigen. Idealen sind sie immer treu geblieben, aber an Stelle der revolutionären Weltbeglückungssphrasen tritt die bescheidene Forderung nach einer im Vaterland zu beginnenden Regenerationsarbeit. Regeneration und Reformation statt Revolution, Vaterland statt Menschheit — man beachte die Unterschiede. Weit davon entfernt, enger zu sein, bedeutet diese Beschränkung vielmehr den weisen Standpunkt gereiften Alters. Wie ganz anders ist die sich nicht wandelnde, ein für alle Mal fertige Weltanschauung französischer Nationalisten und ihrer internationalen Nachbeter! Niemand spricht mehr von der imaginären Menschheit als Leute, die unfähig sind, etwas zu verstehen, was jenseits ihrer Grenzpfähle oder ihrer Klasse gedacht, getan und geleistet wird. Und ihre Redensarten erinnern stets an die Ausbrüche des „Berges“ während der Revolution; französische Staatsmänner zeigen, wie man zugleich reaktionär und Jakobiner sein kann. Schneidermeister, die den Räuber Karl Moor spielen! Aber elegant, das Publikum jauchzt!

Solche pessimistische Ueberlegungen bleiben jener Art Idealisten fremd: sie schließen die Augen vor jeder traurigen Wahrheit oder trösten sich mit Segels: Umso schlimmer für die Tatsachen. Die andern, die pessimistischen Idealisten dagegen erkennen die Not, die Mängel, die ewigen Unvollkommenheiten — und suchen in harter Arbeit, nicht durch Phrasen, den Weg zur Idee für Viele gangbar zu machen. Nicht wer den Wurm im Apfel übersieht und ableugnet, scheint uns Idealist zu sein, sondern wer die „Solidarität“ von Obst und Insekt nicht anerkennt und das Ungeziefer bekämpft. Zu sagen: Ihr sollt frei sein! hilft so wenig, als wenn wir — nach einem Kellerschen Ausdruck — einem faulen Hering den Kopf abschlagen und sagen: Du sollst eine Forelle sein.

Gerade Keller vermöchte den Freunden jenes Ötner Poeten zu zeigen, wie man vaterländisch und allgemein menschlich zugleich fühlen kann. Zuerst will der Zürcher Dichter die Treue für die eigene Stammesart und dann auch für deren weiteres Sprachgebiet. Politisch ist er wie Gotthelf nur Schweizer. Sonst aber lebt in ihm die Meinung Goethes, wie er sie 1832 zu Eckermann äußerte: „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet.“ So denkt auch der andere Zürcher, Konrad Ferdinand Meyer, der lange zwischen romanischer und germanischer Vorliebe schwankte, dann aber 1871 sich entschied: „Von einem unmerklich gereiften Stammesgefühl mächtig ergriffen, habe ich bei diesem weltgeschichtlichen Anlasse das französische Wesen abgetan und, innerlich genötigt, dieser Gesinnung Ausdruck zu geben, den Gatten gedichtet.“

Meyers Dichtungen sind wohl zu sehr Kunst, als daß sie dem Volk vertraut werden könnten. Aesthetisch bilden sie ja einen Gegensatz zu den rohen, unbehauenen Blöcken der Werke von Vikius. Dessen Gegenpol ist aber der technisch wohl bedeutendste Schweizer Dichter: Spitteler, der leider weniger seiner Epen als eines Mißverständnisses wegen bekannt ist; seine besten Dichtungen stehen zu hoch, als daß sie auch nur in ein dem Volk verständliches Deutsch oder Französisch übertragen werden könnten; namentlich die Begeisterung in der welschen Schweiz kann sich unmöglich auf Kenntnis seiner Werke gründen. Spittelers Stammesgefühl hat einen andern Weg eingeschlagen als jenes Meyers: es gleicht vielmehr jenem des kranken Nießche. Nach den Beliden möge als Beispiel eines Schweizer, der seine angeborene Art wegwirft, noch ein Thersites genannt werden: der Thurgauer Willi Lang, als Schriftsteller Alexander Castell heißen. Seine feine Technik und sein Triumph in Paris vermögen uns nicht darüber zu täuschen, daß sich selbst entwurzelt, wer sein Volkstum preisgibt. Große, ferngesunde vaterländische Dichter bleiben vor allem Keller und Gotthelf. Beide sind reich an jenem Geist, den wir bei der Betrachtung des eidg. Hornusserfestes zu entdecken hofften.

Mögen auch andere sich ihrer großen Feste erinnern und z. B. der Graubündner von der Calvenfeier, der Basler vom Gedenktag an die Schlacht bei St. Jakob an der Birz, der Schwyzer von seiner Morgartenfahrt, der Genfer vom Fest der Escalade, der Urner von der Altdorfer Tell-Aufführung, der Zürcher von einem Sechseläuten-Umzug, der Glarner von seiner Näfeler Fahrt, der Appenzeller seinem Kreuzgang am Stoß, der Luzerner von seinen Sempacher Tagen, der Neuenburger vom Festzug der Armurins, der Deutsch-Berner und Freiburger von der Murten Schlacht-Feier her Erhebung und „nachwirkende Kraftvermehrung“ mit heimgenommen haben. Bedenklicher möchte es mit der waadtländischen Major Davel-Feier stehen. Wir können uns kaum vorstellen, daß dieses Fest national wirken kann, ohne bestimmte Volksgenossen zu verletzen. Die Loslösung eines Kantons von der Herrschaft eines andern erweckt kaum wirklich eidgenössische Gedanken. Allerdings geben wir zu, daß wir uns da täuschen können, denn wenn während des Weltkrieges England die Unabhängigkeitsfeier der Vereinigten Staaten festlich mitbeging, so läßt dies auf eine christliche Geistesverfassung („Mentalität“) schließen, die im Kleinen eben dem Verhältnis Bern-Waadt entspricht. Eine Geschichte all der schweizerischen und kantonalen Gedenkfeiern zu schreiben, liegt uns nicht ob. Aber einen einzigen, reich veranlagten Festspielsdichter müssen wir doch nennen: Arnold Ott. Sein „Karl der Kühne und die Eidgenossen“ und das „Festdrama zur 4. Jahrhundert-Feier des Eintrittes Schaffhausens in den Bund der Eidgenossen“ überragen die meisten andern unserer Gelegenheits-Dichtungen. (Vergleiche aber auch das für die entsprechende Feier in Basel gedichtete Spiel von Pfarrer Baur.) In der Art Otts, wenn auch nicht in seiner Kraft, liegt etwas vom Wesen Richard Wagners. Dessen deutsche Kunst gibt uns wohl das glänzendste Beispiel einer Wirkung, die zugleich national und allgemein menschlich sein kann. Am Schluß seiner „Meistersinger“ beweist er, wie Natur und höchste Kunst

sich ergänzen können und ein ganzes Volk begeistert wird: seine Nürnberger Wiese am Johannistag zeigt ein festlichstes Fest für Groß und Klein, Reich und Arm, Geheite und Dumm — für ein Volk also, das über der Zersplitterung in Stände und Parteien ein Gemeinsames sucht. Hier ist erfüllt, was Gottfried Keller bei der Enthüllung des Mythensteins träumte. Da handelt es sich nicht etwa bloß um Literatur für einige Intellektuelle, sondern um lebendige Kunst für Viele aus allen Volksschichten. Die echten dramatischen Wirkungen sind zweifellos der von nationalen Festen ausgehenden Weihe innerlich verwandt. Es ist daher gar nicht paradox, wenn das Hornussertag uns zu Wagner und Keller führte. Umgekehrt hatte Keller die Nationalfeste als „Mütter“ des Schauspiels bezeichnet. Uns kommt es hier auf gleiche Wirkungen und gleiches Ziel an, nicht auf ein literarisches Schema. Wir halten es mit Gneisenau, der bekanntlich nicht Hochliterat, sondern Feldmarschall war und zur Zeit der damaligen Verklabung Deutschlands einmal schrieb: „Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterlande, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie: keine Herzensthebung ohne sie; wer nur nach kalter Berechnung seine Handlungen regelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet.“ Solche „Poesie“ suchen wir und fanden ihre Spuren auch am Hornussertag; diese „Poesie“ ist ein anderer Ausdruck für Boppis „nationales Ethos“. Ersetzen wir die Worte Regent und Thron durch Vaterland und Heimat, so gilt der Satz unumschränkt für unsere Schweiz. Nationales Ethos und Poesie bedürfen wir mehr als je. Nicht nur außenpolitisch ist unsere Lage zwischen einem eiteln, empfindlichen, mißtrauischen Frankreich und einem verelendeten, verkommenen Deutschland sehr trübe; auch im Innern drohen uns viele Gefahren. Wir denken dabei weniger an die weltwirtschaftliche Not und an Schwächen der Politik, als vielmehr an den Mangel jenes nationalen Ethos, an Degeneration, Zersplitterung, Partei- und Klassenabsonderung, Genußsucht, Arbeitscheu. Einige Kennzeichen dieser Feinde sahen wir am Fest. Sport und Kino rechnen wir auch zu ihnen. Im Grunde geht der Verfall darauf zurück, daß Maschine und Industrie und Großstadt die Zustände unseres Landes zwar mancherorts äußerlich glänzend, aber überall innerlich faul gemacht haben. Mit eiserner Notwendigkeit schafft die Industrie ein Proletariat, und die Maschine macht die Reichen noch reicher, die Armen noch ärmer. Die Gegensätze verschärfen sich, der Mittelstand verkümmert. Sogar auf das Landvolk greifen diese Gefahren über: wir haben heute Käsebarone und vergeltstagne Pächter. Bürger und Bauern gehen unter. Man braucht nichts vom vielgenannten „untergehenden Abendland“ zu wissen, um doch deutlich Zeichen des Verfalls zu gewahren, auch wenn man aus der Geschichte nie gelernt hätte. Wie viel dringender gilt heute die Mahnung, die Goethe schon ausgesprochen hatte: „Das Landvolk ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen.“ Die Sehnsucht, einen Blick auf dieses „Depot“, unsern völkischen, schweizerischen Jungbrunnen zu werfen, trieb uns zu den Hornussern. Bei ihnen fanden wir noch eine starke mittlere Schicht gesunder, nicht überfirnishter, vaterländisch fühlender Männer, die

durch volkstümliches Spiel — nicht durch internationalen Sport — Leib und Seele frisch zu halten suchen.

Es ist leichter, Gefahren anzudeuten, als Heilmittel zu nennen. Unsere Winke zielten auf eine ethische und physische Ertüchtigung ab: die „Neue Schweiz“, die uns vorschwebt, ist im Grunde gar nicht neu, sondern im Gegenteil recht alt; Biziuz, ja Haller wollten schon solche Rückkehr zu natürlicheren, anspruchsloseren Zuständen. Was erstrebt werden muß, scheint oft rückständig. Wir wollen z. B. nicht abwägen, ob das Graubündner Volk nicht aus gesundem Instinkt den Autoverkehr ablehnt. Grundfäglich scheint auch uns, daß wenigstens durch die sonntäglichen Fahrten für die Fremdenindustrie — ein notwendiges Uebel, Ersatz für das einstige Reiselaufen mit ähnlichen sittlichen Folgen! — wenig gewonnen wird; die berühmten „Arzt-Autos“ andererseits töten indirekt gewiß mehr Gesunde als sie Kranke retten. Wem solche Andeutungen unpraktisch oder gar „reaktionär“ erscheinen, der findet andere Fragen genug, um praktisch und jungfreisinnig und technisch im Sinne einer Regeneration zu wirken; er beschäftigt sich z. B. mit den Problemen der Innen-Kolonisation. Durch eine vernünftige Siedelungspolitik könnte noch viel Gutes erreicht werden.

Schweizerischen Festen, die bei manchen ihrer Teilnehmer ähnliche Gedanken wachrufen, könnte nationales Ethos nicht mehr abgesprochen werden. Daß sie von den berufenen Volkserziehern stets in diesem Sinne gefeiert und aufgefaßt wurden, mögen einige Worte beweisen, die Bundespräsident Welti 1876 an der Murten Schlacht-Feier sprach. Er wollte das Fest als Tag der Einkehr in sich selbst und des Gelöbnisses treuer Erfüllung der Männer- und Bürgerpflichten aufgefaßt wissen: „Betrachten wir heute noch, wie unsere Vorfahren den Dienst für das Vaterland als das Zeichen und das Recht des freien Mannes, oder ist uns Ehre und Wehre zur Unlust und Last geworden? Sind wir nicht geneigt, die Form über den Geist und das Wesen zu stellen und schon die bloßen Grundsätze unserer Verfassungen für Tugenden zu halten? Haben wir die Gefahren überwunden, mit denen heute noch wie vor Jahrhunderten die Religionsfrage unser Land bedroht, und hat nicht das Jagen nach leichtem Gewinn mit dem Dienst um schnöden Sold den Platz gewechselt?“ Was hier der oberste Beamte der Schweiz wollte, ersehnte ihr größter Dichter in seinem Prolog zur Schillerfeier in Bern, 1859:

„Vorüber sind die halbbewußten Tage
Unsichern Werdens und dämonschen Ringens!
Und freudig sag' ich: unserer Geschichten
Sei nur das erste Halbteil nun getan!
So gilt es auch, die andre schuld'ge Hälfte
Mit unerschaffter Hand heranzuführen,
Daß hell das Ende, das uns einst beschieden,
Sich in des Anfangs fernem Glanze spiegle,
Und daß es heißt: was diese werden konnten,
Das haben sie voll Lebensmut erfüllt!
Auf! Schirrt die Wagen! bewimpelt eure Schiffe,
Ihs Reich der dunklen Zukunft auszufahren,

Ein enig durchgebildet Volk von Männern,
 Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch
 In ungetrübter Frische lebt und wirkt,
 Daß seine Arbeit festlich schön gelingt,
 Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!"

Für jene aber, deren Herz etwas weniger weit als Kellers „auf der Menschheit froher Linken“ schlägt, denken wir noch an einen andern Spruch. Er steht an einer Brücke bei Bigneu im Schams, wird nur von Fußwanderern beachtet und heißt:

„Jam via patet hostibus et amicis.
 Cavete Rhaeti!
 Simplicitas morum et unio
 Servabunt avitam libertatem.“

Notker der Deutsche.

Zu seinem 900. Todestage.

Von
 Willy Freytag.

Unsere Auffassung und Beurteilung des Mittelalters ist lange beherrscht worden von der revolutionären Theorie der Humanisten, die im mittelalterlichen Geistesleben nur das finstere, gebundene sahen, etwas, das überwunden werden muß, am besten vergessen, um darüber hinweg dem freien wahrhaften Menschentum der Antike die Hand reichen zu können. Zerstörend hat diese Umwertung auf die Stetigkeit unserer geistigen Entwicklung gewirkt. Die alten Lieder, an denen noch Kaiser Maximilian sich erfreute, sind bald nach ihm aus dem Gedenken des deutschen Volkes verschwunden, die lateinische Poesie und Prosa und mit ihr die lateinische Sprache, die ihre mittelalterliche Ungebundenheit mit dem Joch Ciceros vertauscht hatte, ersetzten sie im Herzen der führenden Schichten und machten das Volk, das da nicht folgen konnte, führerlos. Der Gebildete wird sich immer vom Nichtgebildeten unterscheiden, das ist nur natürlich, verhängnisvoll aber, wenn über das hinaus, was das Volk sonst schon auseinanderreißt, die Bildung, die Kultur selbst, zur unübersteiglichen Schranke wird und die verschiedenen Bildungsschichten sich nun fremd und verständnislos gegenüberstehn. Als solche Schranke hat im 16. und 17. Jahrhundert stärker als im Mittelalter und stärker vielleicht im deutschen Volke als in jedem anderen die lateinische Sprache gewirkt. Sie fiel, als im 18. Jahrhundert die junge stürmische Kraft der erwachenden deutschen Dichtung das ganze Volk mit sich forttrieb, die lateinische Bildung durch eine deutsche ersetzt wurde. Da war es kein zufälliges Zusammentreffen, daß zu eben jener Zeit, wo alles nach Mannheim zog, um Schillers Worten zu lauschen, Ohr und Sinn sich auch wieder öffneten